



**Inhalt:** Text: Des Doktors Frau. Novelle von F. Meister. — Die Einsame. Von R. Kögel. — Jacques Offenbach. Ein Blatt der Erinnerung von Alfred Friedmann. — Fräulein Kurzfüßchen. (Schluß) von A. Trinius. — Deutsche Lehrerinnen im Auslande. Von W. Wehergang. (Fortsetzung). — Unzweckmäßiges Schuhwerk. Von Dr. F. R. Koch. — Neues vom Büchertisch. Von L. B. — Buntes Allerlei. — Ein Prachtwerk ersten Ranges. Illustrationen: Panischer Schrecken. Gemälde von F. Lebling. — Eine literarische Sitzung bei Diderot. Gemälde von Meissonier. — Erschwerte Mitteilung. Gemälde von Karl Gussow.

**Des Doktors Frau.**

*Nachdruck verboten.*

Doktor Konstantin Brunn hatte seine Frau aus Liebe geheiratet, und, soviel ich weiß, lebten die jungen Leuten bis zum Eintreffen des ersten Kindes wie im Himmel. Dies soll übrigens, mehr oder weniger, bei den meisten Neuvermählten der Fall sein.

Doktor Brunn hatte eine ausgedehnte Praxis in der Residenz, demzufolge auch ein ausreichendes Einkommen und eine ganz reizende Häuslichkeit. Anna war eine niedliche, frohgelante kleine Frau, die ihren Mann anbetete.

Unsere Erzählung beginnt in einem kleinen, abgelegenen Ostseebade, welches bisher von der Überflutung durch erfrischungsbefürftige Großstädter verschont und deswegen noch immer ein

wirklich angenehmer Sommeraufenthalt geblieben war. Hier hatte das junge Paar die Flittermonde verbracht. Hier fühlten Dr. Brunn und seine Frau sich über alle Beschreibung glücklich.

Und ist die sonnenglitzernde, klargrüne See, die über den festen, weißen Uferries heranrollt bis tief in die Höhlungen unter den Wurzeln der rauschenden, schattigen Buchen, nicht allein schon hinreichend, empfängliche Gemüter glücklich zu machen? Anna hatte ein Lieblingsplätzchen am Fuße einer der alten Buchen am Strande, deren verchlungene, moosbewachsene Wurzeln sie wie ein Lehnstühl aufnahmen, ferner ein rotes Badekostüm, das ihr reizend stand, und endlich ein kleines, leichtes Boot, das Dr. Brunn für sie hatte herbeischaffen lassen, damit sie selbst hinausrudern könne auf die freundliche, herrliche See. Er war in jenen Tagen voll liebevollster Aufmerksamkeit für sie.

Zuweilen nahm sie ihre kleine Handarbeit mit hinaus zu ihrem lauschigen Wurzelstü; aber die Sonne schien dann so heiß hernieder, die See glitzerte so träumerisch und blendend, die Vögel sangen so süß, die Buchen rauschten so kühl und geheimnisvoll und die Wasser umspülten mit so melodischem Tonfall die knorrigen Wurzeln und die glatten, schlüpfrigen Steine . . . wer hätte da arbeiten können? Dann legte Anna die Hände in den Schoß, lehnte sich zurück in den moosigen Sitz und blickte mit ihren großen, weitgeöffneten Augen träumend hinaus in die schimmernde Ferne. Die Wogen hüpfen bald blaugrün, bald silbern, am Horizonte schwamm die lichtblaue See in den lichtblauen Himmel hinüber, und schneeweiße Möwen flogen freischend hin und wieder, jetzt im Bogen empor und dann wieder dicht über dem Wasser. Wie wunderschön war doch die Welt! Und der Mittelpunkt dieser schönen



**Panischer Schrecken.**

Gemälde von F. Lebling. — Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Welt... Er... Er! Anna lächelte glücklich und schloß die Augen.

Gegen Mittag kam dann Konstantin und führte sie heim, den Strand entlang. Wie glücklich war sie an seinem Arm, wie lag alle Düsterei des Lebens so fern, so unendlich fern!

Und wie freute sie sich des Lebens und der See, wenn sie in ihrem roten Badekostüm hinauseilte in die Brandung, wenn die blauen Wellen sich über ihrem Haupte brachen, wenn der lange Seetang ihr durch die Finger schlüpfte, wenn der salzige Schaum ihr Haar mit funkelnden Kristallen besäete und der Seewind frisch und stark daherkam!

In jenen Tagen liebte Dr. Brunn seine Frau so selbstlos und zärtlich, wie seine Natur dies gestattete. Mitunter regte sich in Annas Herzen ein leichtes Bedenken darüber, daß ihr Mann so viel klüger sei als sie; dann pflegte sie gar eifrig über jede Zeitung herzufallen, die ihr in den Weg kam, oder sie suchte auch wohl ihre alten französischen Bücher hervor, aber nur um sie bald entmutigt wieder beiseite zu legen. Der Doktor lachte dann herzlich über seine kleine Frau und fand sie nur um so unterhaltender. Anna hüpfte wie ein Vögelchen auf seine Kniee, wühlte mit ihren rosigen Fingern in seinem vollen Haar und schwatzte gar altklug über dieses und jenes.

Das war aber alles noch, wie gesagt, vor dem Eintreffen des ersten Kindes.

Junge Leute, besonders aber junge Männer, auch wenn dieselben tiefgelehrt und sogar graduierte Menschenkinder sind, haben vom Eheleben oft die erstaunlichsten Ansichten.

Dr. Brunn hatte in seiner Praxis Gelegenheit in Fülle gehabt, Krankheiten und junge Kinder, häusliche Sorgen und Störungen aller Art kennen zu lernen; daß aber sein eigenes Kind auch so beharrlich bis zwei Uhr Morgens wach liegen und schreien mußte, das war ein ihm lange Zeit unbegreifliches Mißgeschick. Ebenso unvorbereitet traf ihn seines Sprößlings üble Angewohnheit, gerade dann einen Kollapsanfall zu bekommen, wenn er, von einem angreifenden Krankenbesuch nach Hause gekommen, sich eben auf das Sofa gestreckt hatte, um einen kurzen Schlummer zu thun. Und wenn es einmal schien, als wollte der Abend ungestört verlaufen, und man sich eben behaglich zu einer Tasse Thee niedergelassen hatte, dann erhob sich plötzlich ganz unrlöglich das durchdringendste Geheiß in der Kinderstube, und man fand entweder eine Nadel in dem dicken Zungen oder sonst eine unliebsame Überraschung.

So wurden nach und nach die süßen Gewohnheiten, die man in den Flittermonden angenommen hatte, unterbrochen. Zwar suchte man wieder und wieder das kleine Seebad auf, aber mit Annas Mittagsträumen in dem Wurzelstamm am glühenden, sonnigen Meere war es zu Ende; ihre Badesreuden wurden auf das allernotwendigste beschränkt, und nur selten noch hatte sie Lust und Kraft genug, abends in dem kleinen Boote auf die stille See hinaus zu fahren, und viel seltener noch fand sich dann der Doktor am Strande ein, um wie einst das liebe Bild zu beobachten.

Man gewöhnt sich jedoch an alles, besonders wenn man ein Mann ist. Doktor Brunn würde sich sicherlich über sich selbst gewundert haben, hätte er einmal darüber nachgedacht, wie er sich unbenutzt an so viele Veränderungen gewöhnt hatte. Früher war es ihm ein liebes Bedürfnis gewesen, Annas wartendes Gesichtchen am Fenster zu sehen, wenn er heimkehrte — jetzt vermied er dieses selbe Gesichtchen gar nicht einmal mehr; wurde die Abendmahlzeit gestört, dann aß er ruhig allein; er sah auch ganze Abende allein, während Anna im anderen Zimmer dem unruhigen Kinde leise und müde vorsang; drohte die Nachtruhe gestört zu werden, dann bettete er sich gleichmütig ins Fremdenzimmer, indes Anna keine Minute Schlaf finden konnte, immer auf den Füßen zwischen ihrem Bett und der Wiege, jetzt das Kind im schaukelnden Arm, jetzt auf dem Schoß, nur ab und an zu kurzer Rast sich niederlegend, weinend vor Müdigkeit und halber Verzweiflung.

Konstantin gewöhnte sich an einsame Spaziergänge, an gelegentliche Zusammenkünfte mit Bekannten und Kollegen; er gewöhnte sich auch daran, daß seine Frau über nichts mehr sprach, als über das Zahnen und über das Dienstmädchen; es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie sich vielleicht nach einem Gange an seinem Arm, nach einer kleinen Ausfahrt mit ihm sehne, daß sie vielleicht dürste nach einer einzigen jener kleinen Zärtlichkeiten, deren er zu Anfang Tausende an sie verschwendet.

Doktor Brunn ging seinen eigenen Weg und ließ seine Frau den ihren gehen.

Und dennoch liebte er seine Frau und nur sie allein. Daran zweifelte er nie, und auch Anna nicht.

Inzwischen hatten sich drei Jungen in Doktor Bruns Kinderstube eingefunden. Wieder besaß sich die Familie in dem stillen Badeorte an der Ostsee. Da traf eines Tages eine Tante der kleinen Frau zum Besuche ein, eine mütterliche Freundin. Mütterliche Freundschaften besitzen für gewisse Dinge einen merkwürdigen Scharfblick. Als Anna ihr die Reiseförbe auspacken half, ergriff die Tante sie plötzlich bei der Hand und zog sie neben sich nieder auf einen Koffer. Lange blickte die alte Frau der jungen in das Gesicht: es war nicht mehr das rosige, hübsche Gesichtchen der Brautzeit und der Flittermonde, es war recht mager geworden; ein trauriger Zug lag um den Mund, und die Augen blickten zuweilen wie abwesend.

Anna, Kind, wie lebst du mit ihm? Ist er noch ganz derselbe?"

Anna blickte die Fragende halb verwirrt, halb nachdenklich an.

„Ob er noch derselbe ist? Gewiß ist er gegen mich ganz derselbe! Aber... da sind die Kinder, und ich habe so viel zu thun. Konstantin... Konstantin liebt mich...“ sie wendete ihr Gesichtchen langsam hierhin und dorthin, während sich ein eigentümlicher, grübelnder Ausdruck auf ihrer Stirn zeigte... „er liebt mich wie immer... ganz wie immer... ich bin ja seine Frau, Tanten!“

Sie sagte das letztere lächelnd und ein wenig stolz, dann aber schlüpfte sie unter dem Vorwande, daß das Jüngste schreie, hinaus.

Am jenem Nachmittage aber ließ sie das Jüngste mehrere Stunden lang allein unter der Aufsicht des Dienstmädchens, ging hinaus in den Garten und saß dort lange in Gedanken verurteilt auf einer Bank.

Frauen, die das Leben in der Ehe nicht so finden, wie sie es anfänglich erträumt, pflegen oft ihre leidenschaftliche Hingebung vom Gatten auf das Kind zu übertragen. Sie legen damit das Schicksal ihrer Liebe gleichsam auf einer Rheede vor Anker, auf einer stillen Rheede, wo man sich gar wohl fühlen

kann, wo man aber trotzdem nie am Lande, nie recht zu Hause ist. Wie nah und teuer ihrem Herzen auch die Kinder sein mögen, der Thron in demselben bleibt doch nur dem Gatten geweiht, und weder der Sohn noch die Tochter darf denselben usurpieren, „denn wer ist's, der dem Könige gleiche?“

So vergaß auch Anna einen ganzen langen Nachmittage hindurch ihren Jüngsten, als sie draußen im Garten auf der schattigen Bank saß.

Kurz nach dem Besuche jener alten Tante meldete sich eine Jugendfreundin Annas, Fräulein Adelaide Mohr, zu einer längeren Visite an. Konstantin konnte bei dieser Nachricht einen gewissen Anmut nicht unterdrücken; er liebte die Ruhe in seiner Häuslichkeit, der aber drohte durch das Eintreffen der fashionablen jungen Dame eine ernste Gefahr. Anna hingegen blickte dem Besuche mit freudiger Aufregung entgegen; sie hatte Adelaide, ihre liebste Jugendfreundin, mit der sie schon auf der Schule eine jener „ewigen“ Mädchenfreundschaften geschlossen, seit ihrem Hochzeitstage nicht gesehen.

Fräulein Adelaide traf einen Tag früher in dem Badeorte ein, als sie erwartet wurde, und der Zufall wollte es, daß Anna an jenem Nachmittage mit dem Zuschneiden von Wäsche beschäftigt war. Jede Besucherin, die selbst einmal vier bis fünf Stunden hintereinander mit dieser unterhaltenden Beschäftigung zugebracht, wird den schmerzenden Rücken, die klopfenden Schläfen, die krampfartigen Finger der kleinen Frau zu würdigen wissen und erklärlich finden. Ihr Kopf summete, die Stimmen der Kinder waren ihr unerträglich, das Zuwerfen der Thür durchfuhr ihr ganzes Nervensystem, das Leben erschien ihr als eine Last, Freundschaft, Liebe als eine Mythe, und dabei war ihr das Haar in Unordnung geraten und der Krage aufgegangen.

Fräulein Adelaide hatte sich niemals mit Wäschezuschneiden beschäftigt, und wenn wir nicht sehr irren, auch Dr. Brunn nicht. Anna war bei dem letzten Armele, als sie ihres Gatten Stimme vernahm.

„Anna! Fräulein! Hier bringe ich dir deine Freundin! Ein allerliebster Zufall führte mich auf den Bahnhof, gerade als Fräulein Mohr anlangte.“

Und Fräulein Adelaide schwebte, angethan mit einem Reisekostüm nach der neuesten Mode, behandschuht, duftend, rauschend, grazios und statlich herein in das Zimmer.

Frau Doktor Brunn war viel zu sehr Dame, um ein Wort der Entschuldigung über ihren gegenwärtigen Anzug zu verlieren; sie eilte daher in ihrem Rattunkleidchen und mit auf den Rücken herabhängendem Krage in Adelaides offene Arme und ließ sich die brennende Wange küssen.

Ihr Gatte aber blickte etwas verstimmt hinein...

Am jenem Abend erschien der Doktor in seinem besten Rocke am Theetisch. Da nun auch unglücklicherweise das Dienstmädchen gerade seinen „freien Tag“ hatte, so mußte Anna überall sein, das Abendessen bereiten und servieren und die Kinder waschen und zur Ruhe bringen. An sich selbst zu denken, hatte sie keine Zeit, und um die hungrige und erschöpfte Reisende nicht warten zu lassen, strich sie einfach ihr Haar glatt, schlang ein Band um den Hals und kam in ihrem Hauskleide zum Thee.

Doktor Brunn blickte sie mehrmals mit mißfälligem Erstaunen an, und auch später, als er sich mit der Freundin seiner Frau in ein anregendes Gespräch eingelassen, zeigte sich unterdrückter Unmut in seinem Auge, wenn dasselbe auf Anna fiel.

Fräulein Adelaide erschien in der Unterhaltung von ihrer glänzendsten Seite; sie war geistreich, belesen und hatte auch über manches eingehend gedacht; dabei sprach sie wohlklingend, zwanglos und doch äußerst gewählt.

Konstantin Brunn hatte seine Gattin stets für eine hübsche Frau gehalten; daß er mit dieser seiner Ansicht von jeher ziemlich vereinzelt gestanden, hatte dieselbe nicht um einem Deut geändert. Wie oft hatte er vor Jahren seiner damaligen kleinen Braut in die hellen, schelmischen Augen geschaut und ihr gesagt, daß sie sehr, sehr hübsch sei! Und noch jetzt, da sie die Mutter seiner Kinder geworden und unter Mähen und Rücken Schmerzen seine Wäsche zuschnitt, war es seine, selbstverständlich theoretische, Ansicht, daß Anna sehr hübsch sei.

Fräulein Adelaides Erscheinung war von statuenhafter, auffälliger Schönheit. Sie trug ihr reiches, dunkles Haar in der modernsten Frisur, durchschlungen von einer silberglänzenden Perlenkette. Sie hatte große, herrliche Augen von den warmen, dunkleren Tinten des Goldlack, überragt von fein gezeichneten, gewölbten, schwarzen Brauen; ihre Lippen waren von klassischer Form, frisch und üppig, und ihre Hände weiß und elegant. Mattgelbe, echte Spitzen um Hals und Handgelenke zeigten vortrefflich den zarten Schmelz ihrer Haut, und ein feiner Duft von Heliotrop regte sich bei jeder ihrer Bewegungen.

Als man sich für die Nacht zurückzog, bemerkte der Doktor zum erstenmale, daß Anna eigentlich eine Stumpfnase habe. Dies verstimmte ihn, weil sie seine Frau war; er liebte sie, und deshalb gefiel er sich in der Überzeugung, daß sie ebenso gut aussehe, wie andere Damen.

„Deine Freundin ist ein interessantes, reizendes Mädchen,“ sagte er wohlwollend und gleichsam ermutigend, als Anna die unruhigen Kinder beschwichtigte und sich dann niedergesetzt hatte, um ihre Stiefel anzuknüpfen.

Sie antwortete unzusammenhängend, abwesend; dann bemerkte er ihr erschöpftes Aussehen; er machte ihr freundliche Vorwürfe über ihr angestrengtes Arbeiten, beugte sich zu ihr nieder und küßte sie, während er sprach, und Anna weinte ein wenig aus glücklichem Herzen, und es war ihr, als könnte sie auf der Stelle all die schwere Arbeit noch einmal thun.

„Dein Gatte ist ein wirklich interessanter Mann, Anna,“ bemerkte Adelaide am folgenden Tage, als die Freundinnen, mit Handarbeiten beschäftigt, nebeneinander saßen. Anna quälte sich mit Willkys Höschen herum, auf deren exponiertem Teil ein Flecken unerlässlich geworden war; Adelaide ließ purpurne Seidenfäden nachlässig durch die schlanken, weißen Finger gleiten.

„Was er gestern abend um vorzutragen so gültig war, hat mich lebhaft angeregt,“ fuhr sie fort, indem sie sich grazios in den Sessel zurücklegte.

„Ja,“ erwiderte Anna, „ich habe Konstantin von jeher für sehr klug und gelehrt gehalten.“

Willkys kleine Hosen entschlüpfen ihren Händen, und ihre Blicke wendeten sich trüb und träumerisch zum Fenster hinaus und zu den fernem, weißen Wolken über der See. Sie kannte natürlich alle die Dinge, von denen ihr Mann gesprochen hatte, kaum dem Namen nach.

Am Nachmittage ging man zusammen herunter an den Strand, der Doktor, seine Frau und ihr Gast, begleitet von so wenig Kindern, als die Umstände gestatteten. Adelaide sah reizend und distinguiert aus in ihrem Promenadenanzug von geschmackvoll abgetöntem hellerem und dunklerem Braun; es war eine von Fräulein Mohrs eleganten Eigentümlichkeiten, daß sie niemals mehr als zwei Farben zugleich trug. Anna hatte ihr rosenrotes, schlichtes Kleid angelegt und über demselben einen grauen Umhang; Willy hatte über ihren zu dem Kleide gehörigen Überwurf ein Tintenfaß oder so etwas Ähnliches ausgeleert. Der blau garnierte Hut, der gar nicht zu ihrem Gesichte paßte, war ein Geschenk von ihres Mannes Schwester, und sie mußte ihn wohl oder übel tragen. Adelaide schritt gewandt und grazios mit ihren schmalen, zierlich beschuhten Füßen über die Unebenheiten des steinigen Strandes. Willy hing schwer an der Hand seiner Mutter; sie trug keine Handschuhe, das Kind würde ihr dieselben im Nu verdorben haben; ihr Kleid schleppte im Sande, obgleich sie dasselbe trotz des beschwerlichen Jungs aufzunehmen verjuchte.

Doktor Brunn hatte nur selten Augen für die Kleidung der Damen; er hätte nicht angeben können, ob die Farbe des Umhangs seiner Frau himmelblau oder grasgrün sei; er wußte nicht, was es mit dem blauen Hute derselben für eine Bewandnis hatte, und auch die Geschichte mit den Tintenflecken war ihm unbekannt. Er hätte jeden Tag mit seiner Frau ausgehen können und stets würde er gemeint haben, sie sei niedlich und geschmackvoll gekleidet. Heute aber hatte er die unbestimmte Idee, daß irgend etwas an ihr nicht in Ordnung sei, ohne aber herausfinden zu können, wo es eigentlich stecke. Eine Dame würde gefunden haben, daß Anna ein wenig vernachlässigt und altmodisch einherginge; ihm jedoch fiel nur auf, daß Adelaide unbeschreiblich harmonisch und lieblich ausjah, was er von seiner Frau nicht sagen konnte. Willy aber hing sich schwer und schwerer an seiner Mutter Hand und Kleid; der Doktor und Adelaide wanderten weit voraus und erklimmen die Dünen, und Anna bemühte sich nicht, sie einzuholen oder zurückzurufen. Sie setzte sich mit dem Knaben nieder in den Sand, hüllte sich trotzig in den häßlichen Umhang und dachte grollend und bitter darüber nach, wie das Schicksal Adelaide so viel Grazie und so viel schöne Kleider beschert, ihr aber das alles ver sagt hatte; denn Anna, wie noch manche andere der fälschlich sogenannten altmodischen Frauen, hatte einen so feinen und guten Geschmack, wie ihn eine Dame nur haben konnte, und ein gar subtiles Verständnis für harmonische Farbenabstimmungen. In jenen Augenblicken erschien es ihr als der Armut demütigendster Stachel, zum Tragen von rosenroten Kleidern und blauen Hüten verdammt zu sein.

Am Abend, beim Thee, brachte der Doktor das Gespräch auf Dinge, welche die gebildete Welt gerade am meisten beschäftigten. Adelaide wußte viel zu fragen und nicht ungehört zu disputieren. Endlich wagte auch Anna eine Frage, zaghaft und natürlich ohne rechten Zusammenhang mit dem Gegenstand des Gespräches.

Adelaide lächelte gültig. Doktor Brunn wurde rot und biß sich auf die Lippen.

„Du solltest dich wirklich ein klein wenig mehr um die Welt kümmern und ab und zu einen Blick in die Zeitung thun,“ sagte er unwillig. „Es ist kein Wunder, daß du so wenig, so gar nichts weißt!“

„Wie sollte ich auch, da ich den ganzen Tag an die Kinder gekettet bin?“ antwortete Anna hastig, da sie die Thränen heiß emporquellen fühlte. „Warum erzählst du mir nichts von all diesen Sachen; warum sprichst du über die Welt und ihr Treiben niemals mit mir?“

Die Situation begann peinlich zu werden; Fräulein Mohr sprang leicht von ihrem Plage auf, hüpfte zur Wiege, nahm das Kind und ließ mit einer Gebärde, die ihr reizend stand, und mit zauberischem Lächeln ihre feine goldene Uhr vor den Augen des Kleinen tanzen. Sie konnte Kinder nicht ausstehen, das aber merkte ihr niemand an.

Anna hatte eigentlich nie recht über sich nachgedacht, jetzt aber, nachdem Adelaide kaum eine halbe Woche in ihrem Hause weilte, wurde sie sich schmerzlich aller ihrer Unvollkommenheiten und Schwächen bewußt; sie fühlte sich gedrückt, beinahe schen, und ihre fortwährend trübe Stimmung wirkte keineswegs vorteilhaft auf ihre äußere Erscheinung.

Eines Morgens machte sie die Entdeckung, daß ihr Gatte nun bereits eine ganze Woche hindurch jeden Abend zu Hause zugebracht hatte. Sie sah gerade an ihrem Fenster und hatte das Jüngste auf dem Arm.

Ihr Gast war schon seit einiger Zeit allein draußen im Garten. Jetzt hörte sie Stimmen. Sie stand auf und blickte durch die herabgelassenen Jalousien hinunter. Adelaide saß mit einem Buche auf einem Gartenstuhle und ihr gegenüber auf einem andern Doktor Brunn, sich mit Fräulein Mohrs japanischem Fächer Kühlung zuehend.

„Ich glaubte, daß du bis zum Nachmittage fortbleiben würdest, Konstantin,“ rief Anna durch die Jalousie.

„Das hatte ich auch geglaubt, aber wie du siehst, bin ich schon früher wieder hier,“ antwortete Konstantin nachlässig.

„Willst du nicht zu uns herunter kommen?“

Anna dankte, da sie das Kind nicht allein lassen könne. Sie sagte dies in munterem, ruhigem Tone. Es war die erste Verstellung, die sie im Leben übte, denn das Kind war inzwischen eingeschlafen und bedurfte ihrer nicht.

Sie trat still vom Fenster zurück. Sie war nicht zornig, sie weinte auch nicht. Sie legte den kleinen Konstantin in seine Wiege, dann sank sie auf ihr Bett und lag dort eine lange, lange Zeit ganz still, ganz still.

Als sie zu Tische kam, glühte in ihren Augen ein seltsames Licht, der apathische, abwesende Ausdruck war aus denselben verschwunden. Vielleicht hätte Brunn diese Veränderung bemerkt, wenn ihn die Unterhaltung mit Adelaide über die Frauenrechte nicht so absorbiert hätte. Adelaide aber bemerkte dieselbe; Adelaide bemerkte überhaupt alles.

„Warum kamst du heute Vormittag nicht herunter zu uns in den Garten?“ fragte sie, als sie nach Tische mit Anna allein war. „Ich möchte wirklich nicht, daß dein Mann glaubt, er müsse dich allein lassen, um mich zu unterhalten.“

„Mein Mann hat sehr hohe Begriffe von der Gastfreundschaft,“ erwiderte Frau Doktor Brunn, „und er hält es für seine Pflicht, unserem Besuch, er sei nun der meine oder der seine, den Aufenthalt in unserem Hause so angenehm wie möglich zu machen.“

Sie sprach diese Worte mit ernster Würde.

Wußten beide Frauen, daß dieselben nur Komödie waren? Konstantin Brunn liebte seine Frau; das war eine selbstverständliche Thatsache, die er sich gerade in der letzten Zeit mehrmals des Tages ins Gedächtnis rief. War sie nicht sein Alles, seine Welt damals gewesen, als er so innig um das süße, frische, rosige Kind geworben? Und war sie nicht auch jetzt, nach den langen Jahren des ehelichen Lebens, deren redliche Mühen, deren Arbeit allerdings manche Spur auf ihrem kleinen Gesichtchen zurückgelassen, noch immer sein Alles, seine Welt?

Jene Spuren aber hatte er ebenfalls gerade in der letzten Zeit recht bemerkt; es war nicht zu leugnen, Anna sah ein klein wenig verweltet aus, namentlich des Morgens, wenn die Kinder in der Nacht unruhig gewesen waren; die Nächte aber, in denen Doktor Brunn's Kinder einmal nicht unruhig waren, konnte man zählen. Vielleicht fiel ihm Annas Aussehen um so mehr auf, als Adelaide gerade des Morgens sich einer ganz eigenen, kühlen Frische und einer Farbe erfreute, die ihn unwillkürlich an eine taubepertie Farbe erinnerte. Freilich hatte sie sich nicht bis gegen Morgen mit einem kranken Kinde abzumühen brauchen.

(Schluß folgt.)

### Die Einsame.\*

Ich war noch klein, doch steht's vor mir wie heute,  
Wie meine Mutter stumm ihr Antlitz barg,  
Als unter Chorgefang und Grabgeläute  
Die Schollen fielen auf des Vaters Sarg.  
Viel Leute kamen, reichten uns die Hände,  
Und auf dem Heimweg sprach lieb Mütterlein:  
„Galt deinem Gott die Treue bis ans Ende!  
Dein Vater tot . . . Wie einsam wirst du sein!“

Die kleine Wohnung wurde bald noch kleiner,  
Das stille Dasein wurde stiller noch.  
Ein unbefleckter Gottesdienst, ein reiner,  
Der Einsamen Besuch! — Wer glaubt es doch!  
Die Armut ist ums Haus ein dunkler Schleier,  
Reisedauiden blühen sonder Schein.  
Die Mutter sprach bewegt: „Mein Kind, kein Freier  
Klopft an die Thür, stets wirst du einsam sein!“

Ich hatt' es gut, ob Freud, ob Leid mich trafen,  
In jedem Abend legten segnend sich  
Der Mutter Hände auf mein Haupt zum Schlafen:  
„Ruh' sanft, mein Kind, der Herr behüte dich!“  
Doch einst zur Nacht — sie hat's nicht mehr gesprochen,  
Ich kniete vor dem Lager ganz allein,  
Das treueste Mutterauge war gebrochen:  
„Leb wohl, mein Kind! Wie wirst du einsam sein!“

Nicht bitter macht das Kreuz, es macht gelinder;  
Nur wer zum Lieben arm ist, der verarmt;  
Es giebt ein Herz, das über alle Kinder  
Wie eine Mutter tröstend sich erbarmt.  
Von Sternen flammt die Nacht. An meine Klause  
Klopft einst der Friedefürst und tritt herein:  
„Erwartet wirst du längst im Vaterhause;  
Du Einsame sollst nicht mehr einsam sein!“

R. Kögel.

\* Aus dem eben erschienenen Prachtwerke: „Allzeit im Herrn. Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung, herausgegeben von Dr. theol. Bernh. Rogge, Königl. Hofprediger. Mit Einleitungsgebet von Karl Gerst. Reich illustrierter Prachtband. (Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn.)

### Jacques Offenbach.

Ein Blatt der Erinnerung von Alfred Friedmann.

Nachdruck verboten.

Man summt so manche Melodie  
Und weiß nicht, wer sie schrieb!

Dieser alte Vers eines Liedes, das, ich weiß nicht wer, gedichtet, und, ich weiß nicht wer, in Musik gesetzt, verfolgte mich jüngst wie ein Alpdruck. Das Vergessen! O das Vergessen! Fast jeder ringt nach Unsterblichkeit, und wir haben ein so kurzes Gedächtnis! Die, von denen man heute spricht, verdrängen diejenigen, von welchen man gestern sprach; sie nehmen einsteilen noch den Platz ein derer, von denen man dereinst sprechen wird.

Nichts ist ein so leichtes und angenehmes Mittel, um sich zu erinnern, als in seinen alten Papieren zu kramen, und wer hat deren nicht? War es, um den Autor jener mich verfolgenden Melodie zu suchen, daß ich vor kurzem in vergilbten Blättern stöberte, während ich die Takte summte? Ich weiß es nicht, doch fand ich unter meinen Reliquien ein Bündchen Briefe und eine Romanze von — Jacques Offenbach.

Als ob vor meinen fauteuil d'orchestre der Vorhang aufgezo gen worden sei und nun ein altes, liebgewonnenes Stück mit liebgewonnenen, alten Schauspielern sich wieder vor meinen Augen zutrug, sah ich mich zuerst nach Wien versetzt, wo ich den Maestro vor Jahren kennen lernte. Er war dahin gekommen, an der Wieden die Premiere seiner Fille du Tambour-Major zu leiten. Nach dem glänzenden Erfolg vereinigte man sich an jener langen Tafel im Hotel „Goldnes Lamm“ in der Leopoldstadt. Vor dem ominösen Jahre 1873, von welchem der schnelle Rückgang Wiens datiert, herrschte an dieser Tafel wilder Frohsinn, heit're Laune, gutmütiger und auch beißender Humor. Den letzteren vertrat der Präses der Tafel, der nun verstorbene Dr. Herzl; ein Journalist, mehr gefürchtet, als geliebt, der stets einen tödlichen Witz auf der Zunge und fast nie eine Zehnerbanknote in der Tasche hatte. Von ihm glaubte man zuerst mit Recht sagen zu dürfen, was man später von ein paar geistreichen anderen Wiener Satirikern gesagt hat: er würde einen guten Witz nicht unterdrücken, und wenn es seinem besten Freunde das Leben kosten sollte. In der zwölften Satire

Mathurin Regniers, der 1573 zu Chartres geboren wurde, heißt es aber bereits:

Quoi! Monsieur! n'est ce pas cet homme à la Satyre,  
Qui perdrait son ami plutôt qu'un mot pour rire?!

Neben Herzl saßen der Baron Victor Erlanger, Advokat, Maler, Blajel, Matras, Rnaack, über welche Wien sich gesund gelacht und die heute alle an der Undankbarkeit der lustigen Donaufstadt franken, und eine Reihe von Schönheiten, die es heute nicht mehr und in alle Welt zerstreut sind. Dort lernte ich den Maestro kennen, der Paris unter dem zweiten Kaiserreich, der die Welt dreißig Jahre mit seinem Taktstock regiert hat.

O das Vergessen! Was ist aus dem Ruhm so vieler geworden, die vor zwanzig, vor zehn Jahren noch der schönsten und letzten Illusionen voll waren?

Als man im vorigen Winter in der Friedrich-Wilhelmstadt die toten Schemen: „Orpheus in der Unterwelt“, „Die schöne Helena“, „Die Herzogin von Gerolstein“ wieder belebte, da empfand man eines klar: Die Texte waren verblasst, die Witzgeister selbst der Generation, die sie nicht in den Bouffes, der Gaité, oder anderswo gehört, wie schales Wasser, abgestandene Limonade, wie redites, Reminiscenzen aus Kalat und Meidinger vor! Aber die Melodien hatten ihre alte Frische, ihren ursprünglichen Reiz, ihre ewige Fündkraft behalten! Man hat Offenbach vorgeworfen, seine herrlichen Talente in einem kleinen Genre vergeudet zu haben. Aber die Kunst kennt kein kleines Genre, wenn der Künstler darin das Höchste erreicht, der Künstler kann die kleinste Form mit dem höchsten Inhalt erfüllen. Und was man auch von dem Manne sagen und denken mag, der mit den Stoffen Meilhac und Halévy's die Demoralisation und den verdorbenen Geschmack des zweiten Empire gefördert haben soll — als Künstler, der er in tiefinnerster Seele war, hat er sein Bestes gegeben. Und merkwürdig, der Mann, der Paris unter Napoleon III. entzückte, war ein Deutscher!!

Im Jahre 1879 verbrachte ich den Augustmonat in Wildbad in Württemberg. Das ist ein süßes, reizendes, kleines Städtchen zwischen tannenbewachsenen Schwarzwaldhügeln, mit einem weißschäumenden, Riesenschloße tragenden Fluß, der Enns. Dort ragt das prächtige Musterhotel Klump und das Badehotel auf, einen Raum bezirkend, auf dem eine treffliche Kapelle vor den heilkräftigen Thermen spielt, dem wir den Namen „der Markusplatz von Wildbad“ gegeben hatten. — Nicht wenig war ich überrascht, als ich eines Tages im dunklen Hausflur des großen Hotel Klump dem Maestro gegenüber stand, der, von einem Diener und einem russischen, prächtigen Windspiel gefolgt, in den jenseits der Enns gelegenen, ruhigeren Tract hinüber geleitet wurde. Er war kaum mehr zu erkennen. Aber er erkannte mich wieder. Und ich durfte sein Cicerone, sein Famulus, ein wenig sein Freund werden. Das Vogelgesicht auf der schmächtigen Gestalt war noch spizer geworden. Die scharfen Züge schienen mit allen Ecken und Kanten schärfer herausgearbeitet. Das Haar spielte — vom Färben — ins Gelbliche und war am Nacken mit dem Brenneisen heraufgedreht, der graugelbe Wadenbart, von einem kurzen Schurrbart überragt, nach außen geschwungen; die spige gebogene Nase drohte einem wie ein satirischer Witz entgegen, das kleine funkelnde Augenpaar allein spähte und glänzte noch und verriet die unerschöpfliche Lebenskraft des Gehirnes in diesem von der Arbeit, dem Genuß, der Sorge, dem Ruhm, den zahllosen schlaflosen Pariser Nächten ausgezogenen Körper. — Und wenn er so, umgeben von einem Kreise schöner Frauen, aufhorchender Männer sprach, in seinen Lehnstuhl oder Kollwägelchen zurückgelehnt, im Hochsommer mit Pelzen bedeckt, da sprudelte es mit gallischer Berve von seinen schmalen Lippen — man begreift, daß der Mann, wenn er seine Memoiren, welche Memoiren! schreiben wollte, vielleicht ebenso viel Aufsehen erregen könnte und würde, als er es mit dem unversiegbaren Melodienstrom seiner zahllosen Operetten bewirkt.

Wildbad hatte 1879 seine beste Saison. Wo sind die Großen alle, die damals über die roten Kieswege, zwischen den üppiggrünen Wiesen, im lauschigen, von Vogelklang durchschallten Waldschatten die wildschäumende Enns entlang wandelten? Graf Schwalow leitete im Kurhause selbst eine Quadrille, der greise Gortschakow wankte stets, auf zwei schöne Engländerinnen, seine liebsten Feinde, gestützt, zum kurgemäßen Thermenbade; Dubril, Herr von Hülsen, Professor Georg Ebers und eine Menge anderer Berühmtheiten erregten die Aufmerksamkeit und Neugier der namenlosen und rheumatismusbehafteten Badegäste. — Eines Abends fragte ich Offenbach, ob er nicht ins Theater gehen möchte? Nie werde ich den Blick vergessen, den er mir als Antwort zuwarf. Er sah damals aus, wie ein antiker Satyr und wie die Verkörperung des launigen Humors. Es erschien auch zu drollig! Wie, er, Jacques Offenbach, der einst am Dirigentenpult der Pariser schlauesten Theater, der Bouffes parisiens, der Gaité, gestanden, den die Schneider, Zulma Bouffar, die Théo und hundert andere Sterne verwöhnt — er sollte in die kleine lauschige Bretterbude zwischen uralten Linden, Ulmen, Kastanien treten und . . . ! Und er ging doch. Er ging einmal und dann ausnahmslos jeden Abend. Auch wenn es in Strömen goß, wie es in jenem 7er August des öfteren zu thun liebte. Da ließ er sich eben vom Diener und mit Pelzen überfäet ins Theater fahren. Es hatten sich damals Karlsruher, Mannheimer und Stuttgarter Hofschau spieler zu einem Sommer-Gastspiel zusammengethan und Herr von Hülsen versicherte mir persönlich, daß im Schauspielhaus nicht besser gespielt würde! Und welch ein Publikum! Die feinsten englischen, amerikanischen Familien, in den Logen die russischen Kanzler, Botschafter, Gefandte, Dubril, Schwalow, Gortschakow, Nerfäll, Frau von Nowikow, belgische, französische Aristokratie. Offenbach zürnte nicht mehr über meinen Vorschlag; er ließ sogar eine Operette von sich einstudieren, und die Kapelle spielte morgens und abends seine Weisen, die sich vom „Markusplatz“ in die grünen Tannenspitzen, zu den frühscheinenden Sternen, in die lauen Sommernächte verloren. Wie liebte er es, die Gesichter der elektrifizierten, dichtgedrängt im Freien stehenden Menge zu beobachten, wenn „Fortunios Lied“, die frech herausfordernden Galopps und Walzer aus „Orpheus“, „Blaubart“ die Fußspitzen der jungen Mädchen und der schiatischen Greise in unwillkürliche Bewegung setzten!

Er besaß eine schöne Villa „Orphée“ in Etretat, seine vortreffliche Frau, sein Sohn, der leider bald nach ihm schied, seine Töchter mußten ihm täglich schreiben. In der großen gußeisernen Trindhalle las er eines Tages guten Bekannten eine besonders zärtliche Stelle vor und sprach dann mit seltsam bedeutungsvollem Lächeln: „Voyez vous, Madame, ich bin stolz

darauf, daß noch nie ein Mitglied meiner Familie, meine Frau ausgenommen, irgend eine meiner Operetten mit angesehen hat!“ Eine Dame erwiderte gelassen: „Meinen Sie denn, daß irgend ein Mitglied meiner Familie Ihre Operetten besucht?“ Er war aber sehr empfindlich und seine Laune wechselte wie das Aprilwetter, das jenen August so unvorteilhaft auszeichnete. — Ein andermal sah er mit ein paar Freunden, einem Berliner Bankier und Konsul und dessen in vollster Jugendfrische strahlender Frau in einem kleinen Privatsalon des im Grünen gelegenen Hotel Bellevue. Er mied die lärmende, zeitraubende table d'hôte, wie eine Operette des aufstrebenden Lecocq, seines siegreichen Nebenbuhlers. Mitten im lebhaften Gespräch geht die Thür auf, und ein Gast, der Wildbader Schullehrer, tritt ins Zimmer. Dieser sieht sich etwas verwirrt in der Runde um und setzt sich an denselben, den einzigen Tisch. Offenbach steht auf, sagt: „Ich bin der Wirt, was begehren Sie?“ mit der Serviette webend. Er geht wirklich hinaus und bringt dem wohl etwas Unrat witternden Herrn Bakel eine Flasche Rheinwein. Der Herr mischt sich auch beiheiden und flug ins Gespräch. Als es aber zum Zahlen kam, fand er die Beche schon berichtigt!

In seinem Kollwägelchen machte der Maestro weite Ausflüge; ich durfte ihn immer begleiten, und wie viel des Heiteren, Interessanten erzählte er zwischen Vogelklang und Quellenrauschen! Er arbeitete damals sehr fleißig an seinem letzten Werke, den „Contes d'Hoffmann“, auf das er die höchsten Hoffnungen setzte und an das sich für mich eine so furchtbare Erinnerung knüpft. Wir ahnten nicht, als er mir die einschmeichelnden Weisen, den so eigentümlichen Walzer, die Barcarole, die Romanzen und Couplets von Hoffmann und Coppélius vorspielte, daß bei der zweiten Aufführung, am 8. Dezember 1882, das Wiener Ringtheater in Flammen aufgehen sollte und hunderte von eben noch ahnungslosen, melodiebegehrten Menschen zu ersticken, verkohlten, verbrannten Leichen machen würde. Noch heute bewahre ich die zwei Sperrbillets zu jener Aufführung als Reliquien! Eine kleine Verpätung bewahrte mich und ein Teures vor einem gleichen Ende!

Alltäglich, wenn Offenbach in sein Zimmer trat, fand er auf seinem Schreibtisch eine ganze Kollektion von Alben, Gedächtnisbüchern, Tagebüchern aufgehäuft. Fast jeder Badegast wußte sein Exemplar hineinzuschmuggeln und legte ein de und wehmütiges Begleitgesch wegen eines Autogramms bei. Mit seinem Takte, oder mit einem Takte befriedigte der Meister alle. — Ich hatte ihm ein paar Bücher zum Lesen gebracht. Unter anderen meine bei L. Rosner in Wien erschienene, Gottfried Kinkel gewidmete korsikanische Dichtung „Sabilia“. Nicht wenig überrascht und erfreut, fand ich auf meinem Tische ein Blatt von der Hand Jacques Offenbachs. Er hatte sieben Zeilen des Gedichts in Musik gesetzt und eine Romanze daraus gemacht. Sie liegt vor mir, während ich diese Zeilen schreibe. Wie seltsam mutet mich der Anblick des vergilbten Blattes, dieser graziosen Schriftzüge an, geführt von jener Hand, die einst so warm die meine umspannte und nun — im Grabe ruht! — Doch weiter!

An einem Theaterabend wurde der Kurmärker und die Pikarde und — eine Überetzung des Molièreschen Sganarelle unter dem Titel „Falscher Verdacht“ gegeben. Offenbach und die Russen lachten nach Herzenslust und applaudierten den ausgelassenen, geflügelten Molière-Worten. Herr von Hülsen sagte: Das Stück sei zu sehr benützt, geschändet worden, Poquelin selbst überhaupt veraltet und passe besonders nicht an eine Hofbühne!

Auf den Spaziergängen, die wir nach dem nahegelegenen „Windhof“, und den Wagenfahrten, die wir nach dem forellenreichen Kalmbach machten, erzählte mir Offenbach oft von seiner Vaterstadt Köln, auf die er nicht gut zu sprechen war, weil es ihm wie einem jeden erging; er galt nichts in ihr und erst, als das Ausland seinen Ruf festsetzend und unerschütterlich gegründet, erkannte man auch den Sohn zu Hause widerstrebend an.

Als der Maestro endlich abreiste, that er dies in aller Stille, fast heimlich, um allen Ovationen und Aufregungen zu entgehen. Doch sandte er Blumen und Abschiedskarten an die Damen und Freunde. Nur ich durfte ihn bis Pforzheim begleiten. Am Bahnhofe nahmen wir noch ein Diner zusammen ein, und bei einem Glase Champagner, den er sehr liebte, erzählte er mir funkelnden Auges den Inhalt eines Librettos, das er noch selbst aufschreiben und komponieren wolle. Es hieß: Les deux Ivrognes. Zwei stets betrunkenen Gemänner sollten in den Familien echt französische Verwirrungen und Verwechslungen anrichten. Ein Couplet besonders sang Offenbach mit seiner unmöglichen Stimme und pries es als überaus „dröle“ und effektiv — und herzlich lachte er über die Witz, die er für seine zwei Betrunkenen erdacht. Dann schieden wir an einem herrlichen Sommermorgen, und ich habe ihn nie wieder gesehen! Wohl flog hie und da ein Brief nach Wien von Paris, aber der Zauber der Persönlichkeit, die Lebendigkeit selbst des ersterbenden Lebens war nicht darin. — Mit tiefer Trauer erfüllte mich die Nachricht von seinem wenige Jahre später erfolgten Hinscheiden. Wie liebte er das Dasein und wie hatte er es genossen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, er habe den Tod durch seinen Willen noch ferne gehalten, bis er sein letztes Werk, die „Contes d'Hoffmann“, vollendet. Denn schon lange jwollte ihn Freund Hain an der Gurgel fassen und ein böser Husten mischte sich drohend in die freudigsten Weisen, die er am Klavier hervorzauberte. — Das Leben Offenbachs war übrigens keineswegs eine lange Kette von Siegen und Triumpfen. Als Direktor der Gaité verließ ihn einmal die Göttin Fortuna, die er an den Wagen seiner Erstlinge gefettet. Sein ganzes Vermögen verschlang das unselige Theater; die launischen Pariser schenkten einen Tag ihre Gunst den Nachahmern und Schülern in dem Genre, das unstreitig er, der Meister, gefunden, gegründet. Sein Glaube an sich, an sein Genie hielt ihn aufrecht, und Frau Fortuna flog ihm noch einmal zurück. Er erlebte es noch, daß sein Konkurrent, Lecocq, der Direktor des feindlichen Renaissance-theaters, zu ihm kam und ihn, den Gegner, um eine Partitur ersuchte! Offenbach, geschmeichelt, willigte ein und sagte mit innerem Stolge und einem äußerlichen Ton der Bescheidenheit: „Nun! da wird man doch endlich einmal Musik in Ihrem Theater hören!“

Dies Wort kennzeichnet den Meister besser, als jeder langatmige Versuch, den Dichter von Fortunios Lied zu zeichnen!

## Fräulein Kurzfüßchen.

Von A. Trinius.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Das übermütige Bölschen auf der Wiese hatte nicht erst auf das Erscheinen der beiden Mädchen gewartet. Kaum daß Dr. Weilert die Ankunft derselben verkündet hatte, als man auch schon begann, ein Pfänderspiel in Scene zu setzen. Ein Kreis war rasch von den jungen Leuten gebildet, in dem nun munter ein Taschentuch von einem zum andern flog, wobei jedes Stocken auf die anprallende Antwort zur Abgabe eines Pfandes verurteilte. Einige Schritte zurück hatten die Alten sich am Waldrande auf Decken niedergelassen und schauten mit fröhlichen Gesichtern auf die Gruppe der ausgelassenen Spieler, deren jeder Einzelne Stoff genug den Beschauenden zur Unterhaltung bot.

heimnisvoll, so daß die Frau des Stadtregenten anfang unruhig zu werden.

„Glauben Sie wirklich, — daß meine Klothilde —“ sie brach ab und erwartete die Fortsetzung des Satzes. Dieselbe blieb nicht aus.

„— sich verloben wird?“ fuhr der Sanitätsrat unentwegt fort, „zweifle nicht, Verehrteste, absolut nicht, nur ob dies gerade heute — heute — hm!“ Die Frau Bürgermeisterin saß schier auf Kohlen.

„Nun, wer denn?“ platzte sie endlich heraus.

„Wer denn? Nun, mein Gott, die ganze Stadt spricht ja längst davon!“

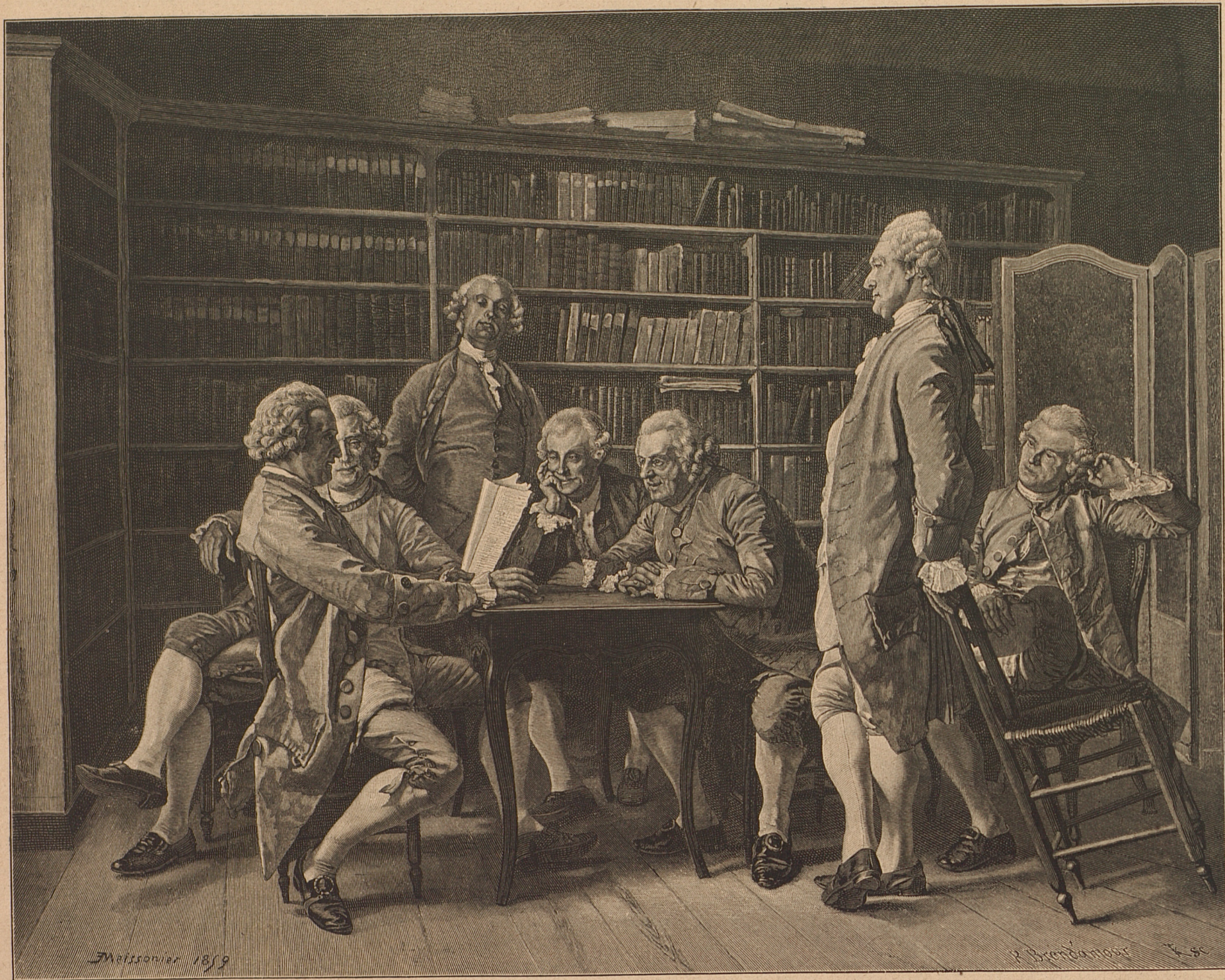
„Die Bankierstochter?“ frug die Bürgermeisterin. „Aber das ist ja so gut wie abgemacht, davon spricht man ja überhaupt bald gar nicht mehr, eine heimliche Verlobung hat doch gewiß längst schon zwischen den beiden stattgefunden. Meinen Sie nicht?“ Sie wandte sich an ihre Nachbarin.

den Ankommenden zugewandt. Wieder begann das Taschentuch auf und ab zu fliegen, bis man endlich zur Auslösung der Pfänder schritt. Magdalene zupfte Gabriele heimlich am Armel.

„Paß auf,“ sagte sie, „jetzt soll er Farbe bekennen.“ Das Los hatte den jungen Gelehrten getroffen und bestimmt, auf einen abgehauenen Baumstumpf zu steigen, um die sogenannte Kreuzanbetung über sich ergehen zu lassen. Jetzt stand er auf seinem erhöhten Platz, während die Pfändersammlerin unter die Decke griff, welche die eingehimmten Pfandobjekte den Augen entzog. Es galt, die Spielerin zu bestimmen, welche den droben Stehenden erlösen sollte. War es ein neckischer Zufall? Als die Pfändersammlerin ein neues Pfand in die Höhe hielt und rief: „Wem gehört dies Pfand?“ trat Magdalene mit anmutigem Lächeln aus dem Kreise.

„Mir gehört es!“ rief sie laut. Ein allgemeines „Ah!“ flog von Mund zu Munde.

„Meine Damen, jetzt aufgepaßt!“ tuschelte der Sanitäts-



Eine literarische Sitzung bei Diderot. Gemälde von Meissonier.

Photographie-Verlag von E. G. Lecadre u. Co., Paris.

Frau Sanitätsrat Krause strahlte die hellste Freude aus den Augen. Zu der Frau Bürgermeisterin gewandt, welche soeben einen für den nächsten Winter zu eröffnenden Wohlthätigkeits-Bazar in seinen ersten Grundrissen entworfen hatte, sagte sie jetzt, indem sie zugleich ihren Gatten anblickte:

„Die Jugend sollte uns dankbar für diese Stunden sein. Einen schönern Tag, unsere geselligen Vereinigungen abzuschließen, konnten wir wahrhaftig nicht wählen. Man könnte beinahe noch einmal Verse schmieden, blickt man durch das frische Grün in den lichten Frühlingshimmel!“ — Der Sanitätsrat wiegte schalkhaft den Kopf, wie es seine Art war, wenn irgend ein zu offenbarendes Geheimnis über seine Lippen wollte.

„Ich glaube,“ hob er an, „der Tag wird noch mit einem Knalleffekt abschließen.“ Er blinzelte zu seiner Gattin hinüber.

„Mit einer Verlobung?“ fragte die Frau Bürgermeisterin. Sie hatte eine Tochter in hellem Kaschmirleide unter den Spielenden.

„Ich meine so!“ Der Sanitätsrat lächelte wieder ge-

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,“ erwiderte diese. „Wunderbar bleibt es jedenfalls, daß Dr. Weilert noch immer nicht der offizielle Schwiegersohn unseres Rothschilbs geworden ist. Schwer hat man's ihm doch wahrlich nicht gemacht.“

„Allerdings, das muß ich sagen,“ gab die Bürgermeisterin zurück, „an auffälligen Auszeichnungen für den jungen Mann hat es nicht gefehlt. Jeden zweiten Sonntag ist er längst ständiger Mittagsgast im Heineschen Hause. Meine Klothilde, nehmen Sie es nicht übel, aber —“

Zu diesem Augenblicke wurde die von einer moralischen Entrüstung geschüttelte Sprecherin durch ein lautes Hurrah unterbrochen, welches den beiden soeben aus dem Gebüsch heranstretenden Freundinnen galt. Das unverhoffte Erscheinen der so lange vermisten Gabriele gab jetzt Anlaß, der allseitigen Zuneigung für das schlichte Mädchen fröhlichen, allgemeinen Ausdruck zu leihen. Ein jeder wollte zuerst ihre Hand fassen, und nicht ohne Rührung streichelte die Sanitätsrätin ihr sanft über Haar und Wangen und küßte sie dann mit mütterlicher Herzlichkeit. Dr. Weilert stand abseits davon im Kreise der Spielenden, aber seine Augen waren doch

rat, „jetzt springt die Bombe!“ Und er rieb sich mit innerlichem Behagen wieder einmal die Hände. Auch unter den Spielenden herrschte sichtbare Erregung, welche allein der junge Mann nicht zu teilen schien. Vielleicht auch kannte er diese übermütige Variante der Pfänderauslösung nicht. Magdalene hatte sich dem erhöhten Standpunkt genähert, langsam, prüfend gleichsam, welche Wirkung auf seinem Antlitz zu lesen war. Aber der Chorus lachte immer wieder und durcheinander scholl es munter: „Niederknien! anbeten!“ Da blitzte es aus den Augen des schönen Mädchens wie Flammen hervor, und eine berauschende Röte flog über das erhobene Antlitz. Sie kniete vor dem Baumstumpf nieder, faltete, halb theatralisch, halb in eigener Ergriffenheit, die schlanken Hände, und dann klang es von ihren Lippen erst laut und vernehmlich, dann aber leise und leiser, als sollte es nur der hören, vor dem sie jetzt mit sehndem Herzen und fieberhaften Pulsen, errötend, eine Bittende, lag:

„Heiliges Kreuz, ich bete dich an,  
Du hast kein Weib und ich keinen Mann;  
Hast du mich lieb so wie ich dich,  
So komm' herab — und küsse mich.“



Erschwerte Mitteilung.

Gemälde von Karl Gussow.

Photographie-Verlag von Löbner u. Petsch, Berlin.

Sie war aufgesprungen und hielt die geöffneten Arme dem drohenden Entgegen. Mutwillen, Scham, Sehnsucht und Siegesfreude stritten auf ihrem Antlitz. So stand sie da, einer atmennden Statue gleich. Ein lautes „Bravo!“ ging durch den jubelnden Kreis. Der Sanitätsrat hatte sich ebenfalls erhoben und blickte gespannt auf die schöne, seltsame Gruppe. Jetzt löste sich dieselbe. Die Betende war einen Schritt zurückgewichen um den Niedersteigenden zu empfangen, der, wie es schien, aus dem Bann des unverhofften Ausganges dieses Spieles befreit, der süßen Aufforderung nachkommen wollte. Schon berührte er die ausgestreckten Hände der leuchtenden Blondine — da fiel sein Auge auf Gabriele, welche blaß, stumm, wie erschrocken, sein Vorhaben begleitete. Es flimmerte ihm vor den Augen, es war, als müsse ihm der Atem ausbleiben — sein Schritt stockte, seine Hände sanken nieder, während eine jähe Röte das ernst gewordene Antlitz überzog. Und dann hob er bittend den Blick zu dem noch immer harrenden schönen Mädchen vor sich, schüttelte wie abwehrend den Kopf und verneigte sich leicht, indem er in den Kreis der verdutzt dreinblickenden jungen Leute zurücktrat.

Einen Augenblick lang zuckte es über das Gesicht Magdalens wie Spott und Verachtung. Doch nur einen Augenblick. Dann hatte sie sich gefaßt, drehte sich auf dem Absatz herum und sagte lachend: „Abgeblitzt! Ein ander Mal besser!“ Das lose Pfänderspiel nahm seinen Fortgang.

Gabriele stand immer noch da und vermochte das Geschehene nicht zu fassen, als sie sich leise von hinten berührt fühlte. Magdalene stand neben ihr.

„Er hat mich beleidigt vor allen, gekränkt bis ins Innerste. Ich könnt' ihn hassen, wenn ich ihn weniger liebte. Aber so — Gabriele, weißt du, was es heißt, getäuscht zu werden? O, du hast es nimmer erfahren. Aber er soll mir büßen — ich will ihn zwingen, mir unterthan zu sein — zwingen, sag' ich dir.“ Sie ergriff die Freundin und zog sie ins Gebüsch. „Glückliche du, die noch niemals die Qual der Liebe gekostet hat. Aber auch über dich wird sie noch einmal kommen und dann denke an mich. Ahnt er nicht, was ich für ihn fühle? Muß ich denn wirklich ihn hassen lernen?“

„Wie kann man hassen, wo man liebt?“ Gabriele senkte den Kopf. „Er ist ein edler Mensch! Nicht wahr du, du hasset ihn nicht — niemals — niemals — versprich es mir!“ Sie sah angstvoll in das Antlitz der Freundin.

„Wüßte er doch, wie ich ihn liebe —“  
„Ich will's ihm sagen — gleich sagen — aber hasset ihn nicht. Das verdient er nicht. Nicht wahr, du wirst's nicht thun?“ Sie schlang ihren rechten Arm um Magdalens Nacken und küßte sie heiß. Es schien, als zitterten ein paar Thränen in den braunen Augen.

„Hier, meine Hand, ich verspreche es dir — ich werde ihn nie hassen, niemals, was auch da komme. Und du, du willst alles wieder gut machen? Liebste, beste Gabriele! Ach ja, thu' es, mach' mich glücklich und du machst mich besser.“ Sie küßte Gabriele und dann traten beide, unbemerkt von den Spielenden, wieder aus dem Gebüsch heraus.

Als das Spiel beendet war und sich der vom Lachen und Scherzen ermüdete Kreis der jungen Leute in einzelne Gruppen auflöste, hier sich im Rasen am Waldestrande niederließ, dort plaudernd auf- und niederwandelnd, war Gabriele an der Seite des Dr. Weilert plötzlich erschienen. Er wußte, daß sie ihm irgend etwas zu sagen hatte. Magdalens Verschwinden im Verein mit der Freundin war ihm nicht entgangen. Er sah sie fragend an:

„Wollen Sie mir Vorwürfe machen?“ sagte er leise.  
„Haben Sie vorhin nicht selbst gesagt,“ erwiderte sie, „daß die Sonne auch über Ungerechte scheint? Sie waren ungerecht!“

„Daß ich —“ Er stockte.  
„Fühlen Sie nicht, daß Sie einem Herzen bitter weh gethan haben? Einem Herzen — das —“

„Nun?“ Er schaute sie groß an.  
„— das mehr — als Sie verdienen — Ihnen zugewandt ist? Darf ich es Ihnen nicht als Freundin der Gekränkten sagen, die bereit ist ein Herz zu verschenken, um ein anderes, das ihr ja längst zugewandt ist, dafür einzutauschen? Ja, ja, der Mond hat's der Sonne angethan, daß sie nicht mehr scheinen mag und freudlos untergehen möchte. Sie haben gut zu machen, was Sie Böses gethan. Thun Sie es — ich bitte Sie darum — herzlich darum.“ Gabriele sah ihn flehend an. „Ich will nicht, daß man Sie hassen soll — nicht Sie! Sie müssen es, schon um die Ehre der Freundin zu schonen. Man kommt sich nicht ungestraft in der Huld eines Mädchens — nicht, ohne daß die Welt, ein Heer böser Zungen, sich als Richter aufwirft. Sehen Sie, dort kommt sie, machen Sie es wieder gut, wenn ich Ihnen ein ganz klein wenig wert bin.“

„Und das — das alles sagen Sie mir? Sie? Fräulein Gabriele, bin ich so tief in Ihren Augen gesunken? Was that ich, diese Härte, diese Vorwürfe von Ihnen zu verdienen? Daß wir der Sonne entgegenliefen? War's meine Schuld? Lassen Sie mich sprechen —“  
„Warum noch länger mit Worten fechten, wo nur die That es gut machen kann? Thun Sie, was Ihnen Ihr Herz eingiebt, und Sie werden Segen ernten. Ich that es eben auch, und ich hoffe, ich habe gut daran gethan.“ Sie hatte die Augen niedergeschlagen, und in dem Augenblicke, als Magdalene vor ihnen stand, bückte sich Gabriele nieder und pflückte in scheinbarer Harmlosigkeit eine Glockenblume, die am Wegrande still für sich läutete. Als sie aufschaute, sah sie eben nur noch, wie Magdalene verführend ihm die Rechte bot, auf welche er, sich niederbeugend, einen Kuß drückte.

Bald darauf scholl es von der Wiese in den Wald: „Gabriele! Kurzfüßchen! Wo steckst du?“ Aber nur das Echo gab die Rufe zurück. Gabriele kam nicht mehr zum Vorschein. So rasch sie die Füße trug, war sie durch die Büsche aus dem Walde neben der Linde geschlüpft und eilte nun querfeldein nach Hause, von der Mutter längst mit Sehnsucht am Fenster erwartet.

Ein Frühlingstag ging heute schlafen, süß und lind, in goldener Herrlichkeit. In den Zweigen sangen die Vögel von Lenz und Liebe, bis der letzte Abendstimmer über dem duftumschleierten Walde verglommen. Nur über das Herz Gabriels war es wie Nacht gekommen. Als die Dämmerung mehr und mehr ihr Stübchen durchwob, als endlich draußen in der Ferne auch der letzte blasse Streifen am Horizonte in aufsteigendem Gewölke versank, da kam es über sie. Sie fiel zu den Füßen der Mutter nieder, umklammerte sie und barg unter Schluchzen und Weinen das Antlitz in deren Schoß. Was so lange in ihr verschwiegen geruht, brach jetzt wie ein entfesselter Bergstrom aus ihrem blutenden Herzen. Und so, halb erlauchend, halb erratend, wußte die Mutter bald, was an Schmerzen das treue Kindesherz trug. Sie hatte wenig zu sagen. Sie streichelte nur das volle braune Haar des niedergesunkenen Mädchens und flüsterte ihr tröstend zu:

„Habe Geduld, Gabriele, auch das Schwerste heilt die Zeit!“

„Verzeih, wenn ich dir Gram bereite, du Gute, Liebe,“ rief die Weinende, dann aber trocknete sie die Thränen aus den Augen und richtete sich langsam empor. „Wir bleiben immer zusammen, Mütterchen, immer! Und wenn ich alt werde, dann trage ich auch so ein Häubchen, wie du jetzt, und dann haben mich vielleicht die Leute auch so lieb, wie sie dich haben.“ Sie küßte und streichelte die alte Frau und legte ihr Haupt an die Brust derselben, bis der Sturm ihrer Gefühle sich besänftigt hatte.

Einige Wochen später ließ eines Morgens der Sanitätsrat Dr. Krause beim Kaffeetisch überrascht das städtische Zeitungsblatt niedersinken.

„Donnerwetter! Das fehlte noch!“ rief er.  
„Was giebt's?“ fragte gespannt die ihm gegenüberstehende bessere Ehehälfte.

„Dr. Weilert ist eine Professur in Bonn angeboten worden, welche er dann auch unter den ehrenvollsten Bedingungen angenommen hat. Das nenne ich Glück! Ich hab's ja immer gesagt, daß es ihm bald bei uns hier zu eng werden würde. Heute die Ernennung, morgen die Verlobung! Zug um Zug! Denn nun muß es sich ja zeigen. Wichtig, da fällt mir auch ein, daß der alte Heine von einem solemnen Souper sprach, das in diesen Tagen bei ihm stattfinden solle. Kann mir's denken. Zwischen Fisch und Braten — Käusern — allgemeine Erwartung — dann Verkündigung des Herzensbundes — dreimaliges Hoch, während die näheren Freunde und Verwandten gerührt Tauschhandel mit Küffen treiben. Ein prächtiger Mensch dieser Weilert! Es ist ihm zu gönnen. Nun kann er bald alle Küsse nachholen, die er damals so leichtfertig verscherzte. Wunderbar, ich hätte gewiß still gehalten.“

„Nimm mir's nicht übel,“ erwiderte die Gattin, „Seelenarzt, Menschenkenner bist du nicht, wenn du auch sonst den Dank deiner Bürger dir mit Recht verdienst. Der Dr. Weilert wird nimmermehr die Bankierstochter freien, trotz Verführung, Auszeichnungen und goldener Netze, die man um ihn geschlungen hat!“

„Sondern?“ Der Sanitätsrat sah über die auf der Nasenspitze ruhende Brille. „Sondern?“

„Je nun — Eile mit Weile — gut Ding braucht Zeit!“ Die Sanitätsrätin ging in die Küche, unbekümmert um den ärgerlich und verwundert ihr nachschauenden Gemahl.

„Volkswisheit! Deutscher Sprichwörtertsch! Weiter nichts. Das kann jeder. Ich bleibe dennoch dabei, diese beiden werden noch morgen abend ein Paar.“ Er stand auf und rüstete sich zum Ausgehen in die Stadt.

Magdalene hatte an jenem Nachmittage auf der Wiese sich mit dem jungen Gelehrten wieder ausgesöhnt. Als sie ihm die Hand entgegenhielt, als er in ihren Augen das Geständnis dessen las, was er soeben aus anderem Munde vorwurfsvoll und anklagend vernommen hatte, da küßte er, von einem plötzlichen Impulse erfaßt, die weiche Hand des schönen, verwöhnten Mädchens, indem er sagte: „Wir wollen wieder Freunde sein, wie bisher!“ und sie hatte dann hinzugefügt: „Für immer!“ In das Haus des Bankiers war er seitdem aber nicht wieder gekommen. Was ging in ihm vor? Magdalene fragte es sich jeden Tag aufs neue, ohne doch darüber ins Klare zu kommen. Er arbeitet mehr als je, soviel nur hatte sie in Erfahrung bringen können. Doch als eines Tages unter der Hand sich das Gerücht verbreitete, daß Weilert für eine Professur vorgeschlagen sei und deren Bestätigung endlich auch eintraf, da befragte sie nicht mehr ihr Herz, da wußte sie, daß nun alles gut sei und ein fröhliches Ende nehme. Ihr Vater hatte denn auch nicht gezögert, einen geselligen Abend zu arrangieren, an welchem man gedachte den Neuerwählten auszuzeichnen. Daß sich daran ein Familienereignis knüpfen würde, stand bei Vater und Tochter und sämtlichen Geladenen fest.

Das Gerücht von diesem Feste war auch zu Gabriele in Form einer goldbesäumten Einladung gedrungen, welche sie jedoch mit einer ausweichenden Entschuldigung dankend abgelehnt hatte. Sie wußte ebenfalls, um was es sich handelte. Hatte sie es doch im Morgenanzeiger gestern gelesen, wie sehr auch die fürsorgliche Mutter bestrebt gewesen war, ihre Aufmerksamkeit von der Zeitung abzulenken. Also Professor! Dort, am fernen, schönen Rhein! In ein paar Tagen, hieß

es, wird er schon mit Beginn der Ferien die Stadt verlassen. Und heute abend — nun — sie wollte es nicht ausdenken, was ihr Herz krampfhaft zusammenschauern ließ. Sie stand am Seitenfenster ihres Stübchens, das nach dem Walde hinausging, dem Walde, wo sie ihn zum letztenmale gesehen hatte — fürs ganze Leben. Blutrot, strahlenlos stand jetzt die Sonne über der dunklen Wand des Waldes drüben, noch ein Zittern und Zinkern und dann war sie dahin. Wie in Purpur getaucht, glühte jetzt flammend das abendliche Gewölke auf und warf seinen ersterbenden Widerschein auf Feld und Fluß und die dunkelnden Höhen am Horizonte.

Gabriele hatte die Stirne an die Scheibe gepreßt. Sie träumte von fernliegenden Tagen reinen Glückes. Sie merkte es kaum, wie immer dichter der Abend die müde Erde mit seinem hüllenden Schleier deckte. Unten bligte es auf. Der Laternenmann hatte das Straßenlicht des Nachbarhauses angezündet und schritt nun hurtig zur Stadt hin, während immer neu aufzuckende Flämmchen seinen Weg bezeichneten. Gabriele verfolgte mit traurigen Augen seinen Gang. „So zündet auch das Glück sein Lichtlein in einem Menschenherzen an,“ sagte sie leise für sich, „das nun glüht und strahlt und meint vor Stolz vergehen zu müssen, bis der Zugwind einer nächsten Minute aller erträumten Herrlichkeit wieder ein Ende macht. Flackert nur lustig, ihr kleinen Lichter unten, ehe die Sonne heraufsteigt, ist euch der Lebensodem ausgeblasen. — Die Sonne!“ Sie faßte sich an ihr Herz, als fühlte sie dort einen heftigen Schmerz; dann versank sie in dumpfes Sinnen.

Zweimal hatte es bereits an ihre Thüre geklopft, sie mochte es wohl überhört haben. Sie hörte es auch nicht, als nach einem nochmaligen Klopfen sich die Thür öffnete und jemand hereintrat. Erst als eine Stimme hinter ihr „Guten Abend“ bot, schrak sie zusammen und wandte sich hastig um. Gott im Himmel, diese Stimme! Und doch war es kein Traum. In der Thür im Zimmer, wartend auf eine Auforderung näher zu treten, stand Dr. Weilert.

„Ich habe Sie erschreckt,“ begann er mit unsicherer Stimme, „es ist nicht meine Schuld, ich glaubte, Sie würden mich zuletzt gehört haben.“ Er hielt inne.

„O, es ist nichts, gar nichts,“ bebt es aus Gabriels Munde, welche sich das wirre Stirnhaar zurückstieß, „allerdings, ich muß mich wundern, was führt Sie zu uns —?“  
„Der Wunsch, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich gehe nach dem Rhein — nach Bonn —“

„Ich habe es gelesen. Glück Ihnen, Sie haben eine große Zukunft vor sich!“

„Wenn Ihre ein einfaches Herz trösten kann?“  
„Freveln Sie nicht, Magdalene wird Ihnen eine treue und beneidete Gefährtin sein. Sie werden sie heute abend sehen — grüßen Sie vielmals — was ich ihr wünsche — sie hat es erfahren —“

„Ich gehe nicht hin. Ich habe schriftlich Abschied genommen!“ Gabriels Augen öffneten sich groß. Etwas Unglaubliches war an sie herangetreten.

„Sie verlassen unsere Stadt ohne —“

„Die Sonne hat mich am längsten geblendet,“ erwiderte er traurig, „jene Sonne, die ich nie gesucht und die mich doch immer wieder auffand, die mich verfolgte mit ihrem strahlenden Glanze und versuchte, die ganze Welt um mich her in Schatten zu stellen. Der Mond sehnt sich fort von ihr, nach seinem Lieblingsstern, der am ersten Tage ihm friebestrahelnd aufging, um dann für immer zu verschwinden. O, wenden Sie sich nicht ab, Fräulein Gabriele! Hören Sie mich an. Ich bin vor der Sonne geflohen, daß Sie es doch wissen, und wenn ich mich ihr grüßend näherte, war es immer nur zu fragen, wo mein Stern geblieben sei. Jener Tag auf dem Eise — es war ein listiger Schelmstreich von ihr; jene Kreuzanbetung auf der Wiese, es war ein Trumpf, den ein eitles Herz gegen mich ausspielte, und die, welche uns Veröhnung predigte und Frieden, sie floh, selbst friedlos und mit dem Schicksal hadernd, heim in das einsame Haus. Ich habe abgeschrieben, denn ich weiß, mit welchen goldenen Netzen man mich heute abend für immer zu fesseln gedenkt; sie wird nicht vergehen in Schmerz, aber ihr Trost und ihre Eitelkeit werden sich aufbäumen und den verwünschten, der nichts that, dieses sonst so stolze Herz zu gewinnen. So werde ich die Stadt verlassen, und wie der Dichter singt, unbeweiht, mit nicht zerriffenem Rock. Wenn ich sonst heimwärts zog, war mir das Herz geschwellt in süßer Lust. Jetzt kehre ich nach Hause, Trauer im Gemüt und die Sehnsucht nach etwas Verlorenem.“ Er hielt inne und senkte den Kopf.

„Wenn Sie über den Rhein am Abend nach Hause fahren,“ sagte Gabriele leise, „dann denken Sie an unseren Heimgang am ersten Ballabend. Sie wissen ja,“ lächelte sie wehmütig, „hier und dort ein einsames Licht und ein Mutterherz, das die Stunden unserer Rückkehr sorglich zählt. Und dann denken Sie auch an mich unbedeutendes Wesen einmal, ich werde Zeit finden, es oft zu thun. Leben Sie wohl — gehen Sie — bitte — bitte!“ — Sie wandte sich ab. Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen.

„Fräulein Gabriele!“ Der junge Mann war herangetreten. Er ergriff ihre kleine, zuckende Hand. „Fräulein Gabriele!“ fuhr er leise fort und seine Stimme bebt in innigem Gefühl, „wenn ich Sie nun fragen würde, ob Sie mit nach dem Rhein kommen wollten, damit nicht mehr hier und nicht mehr dort ein einsames Lichtlein länger brenne — würden Sie auch dann — — weinen Sie doch nicht mehr — Gabriele, fühlen Sie denn nicht — wie ich Sie von Anbeginn geliebt habe, nie ein anderer Gedanke mich mehr beherrschte, als Sie? Wer anders ist der Stern, den der Mond sich so heiß ersehnt? Kommen Sie mit, am Rhein

ist's schön. Und Ihr Mütterchen nehmen wir natürlich auch mit. Oder soll ich einsam fortgehen? Er zog sie an sich, die nicht länger widerstrebte, und als sie an seiner Brust ruhte, küßte er sie leise auf das volle, braune Haar.

„Wie! Kurzfüßchen soll wirklich mit?“ lächelte sie selig unter Thränen. „Sie kann ja nicht tanzen. Und tanzen ist so schön!“

„Immer neue Sünden auf mich Ärmsten geladen,“ sagte er. „Was braucht es ferner noch des Tanzes, nun ich dich habe? Gabriele, sag, daß du mein sein willst!“

„Immer, immer! Du Bester, Lieber!“ Die Thür des Nebenimmers ging auf. Auf der Schwelle stand die Mutter und schaute verwundert auf die Gruppe. Gabriele wand sich aus seinem Arm und eilte auf die Eintretende mit geröteten Wangen zu.

„Mutter, Mutter!“ lachte und weinte sie, indem sie dieselbe küßte, „o, nun ist alles, alles gut. Nicht wahr, nun hast du Liebe für uns beide. Sage ja, ehe alles Glück wieder aus dem Hause flieht!“

„Wollen Sie mich fortan Ihren Sohn heißen?“ Der junge Mann hatte sich bittend der Mutter genähert, welche noch immer wie fassungslos am Eingang stand. Dann aber, den Blick von dem freudestrahlenden Antlitz ihres Kindes auf den Bittenden richtend, nickte sie milde, indem sie ihm die Hand reichte.

„Möge Gott die Stunde segnen, die euch zusammenführte!“ sagte sie leise.

Gabriele sah den Geliebten stumm und treu an. Dieser aber beugte sich und küßte bewegt die Hand der gütigen Frau.

— Ende —

### Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von W. Weyergang.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

#### Rußland.

Deutsche Tageszeitungen warnen vor weiterer Anlage deutschen Kapitals in russischen Papieren.

Kaum minder berechtigt dürfte die Warnung sein, in Rußland noch jetzt besonders günstige Verwertung deutscher Geistesarbeit zu erhoffen.

Abgesehen von den nihilistischen Unruhen, an denen, unweiblich genug, auch weibliche Studentinnen sich beteiligten, und herrschender antideutscher Stimmung, die deutsche Lehrerinnen jetzt weniger nach Rußland locken dürfte, heißt es in von bewährter Seite auch von dort empfangenen Briefen:

„Entschieden rate ich ab, ohne eine Anstellung in Aussicht zu haben, nach Rußland zu gehen. Es ist sehr schwer für deutsche Lehrerinnen, Stellen zu finden.“

Die im Lande Ergogenen haben den Vorteil, auch andre Sprachen: Russisch, Französisch, Englisch gut, namentlich mit guter Aussprache zu können, worauf hier viel Gewicht gelegt wird.

Die Russen lernen viel mehr Französisch und Englisch als Deutsch; deutsche Erzieherinnen sind hier daher am wenigsten begehrt.

In deutschen Kreisen wird wieder die russische Sprache verlangt.

Privatstunden zu finden ist schwer, da die Kinder viel mehr zur Schule geschickt werden, als in früheren Jahren.

In Schulen aber können nur Lehrerinnen angestellt werden, die in Rußland die Lehrerinnenprüfung bestanden; dazu ist wieder die russische Sprache erforderlich.

Diese zu erlernen ist nicht leicht; auch fehlt es meist an Interesse daran.

In den letzten Jahren ist der Andrang von Lehrerinnen und Erzieherinnen nicht mehr im Verhältnis gewesen zu den freien Stellen, und daher auch das Honorar sehr gefallen.

Dazu kommt der schlechte Kurs; und wenn auch die Lebensmittel in Rußland billiger sind, als in Deutschland, so sind Kleidung, Bücher, Verkehr doch bedeutend teurer und der Erzieherin unentbehrlich.

„Sie wünschen ein Bild der russischen Mädchenerziehung und der Stellung einer deutschen Lehrerin allhier,“ schrieb mir auf meine Anfrage eine seit Jahren dort erfolgreich wirkende deutsche Lehrerin.

„Die Römer gaben ihrem Janus zwei Gesichter, — Rußia hat deren vier, ein andres nach jeder Himmelsgegend.“

Das Schulwesen hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine bedeutende Umwälzung erfahren. Vordem galten auch bei Besetzung von Direktor- und Directorienstellen nur die Worte „Geburt und Protektion“; jetzt, Ausnahmen nach altem Regime unberücksichtigt gelassen, ist das Motto des Tages: „Bildung und Fachkenntnis.“

Vordem lag die Schulbildung im argen. Die Mittelklassen beehrten und erlangten der Kenntnisse wenige; der Geist blieb unentwickelt und die Formen ungeschliffen.

Die höheren Klassen erhielten durch Privatlehrer und Lehrerinnen eine Art „Fremden“-Erziehung. Russisch zu sprechen, lesen und schreiben, galt für gemein; fremde Sprachen, Musik und Tanz waren die begehrten und gepflegten Talente.

Als man dann nach gediegenem wissenschaftlichen Unterrichte zu verlangen begann, empfand man bald, wie schwer derselbe zu haben sei. Ihn sich durch Ausländer zu verschaffen, erwies sich als präkar; die fremden Gouvernanten waren von Hause aus häufig nur Bonnen, Modistinnen, Ladenfräulein mit etwas Mutterwitz und den Manieren einer großen Dame; wissenschaftlich gebildete Lehrerinnen waren selten.

So galt es denn, die russischen Schulen zu heben, denn nach seiner Zeit ergangenem strengen Befehl sollten auch die Kinder deutscher, in Rußland anlässiger Familien nicht mehr in Deutschland die Schulen besuchen, oder solchem Verbote zu widerhandeln; nie mehr nach Rußland zurückkehren dürfen. Man verhöhrte und verwarf, was man bisher gepflegt; das Nachhaken des Ausländischen, die Fremdenziehung und die Vernachlässigung russischer Sprache und Heimatkunde; man forderte vollständig russisches Fundament und Aufbau — neben fremdem Ausbau und Schmuck.

Der nationale Ehrtrieb war geweckt, und das Trachten der

Eltern ging dahin, selbst für ihre Töchter ein — Diplom zu erlangen.

Der sicherste Weg hierzu ist der Besuch eines Mädchengymnasiums oder Erziehungsinstituts. Unter dem Kultusminister Grafen Tolstoi ging das Streben sogar dahin, Knaben- und Mädchengymnasien gleiche Lehrfächer und Stufen zu geben. Selbst die Mädchen tragen Klassenweise vorgegebene Uniform.

Geometrie beginnt schon in der untersten ersten Klasse; in den höheren schließt sich Algebra an; und überall, wo genügende Geldmittel vorhanden, werden Latein und Griechisch gelehrt. In der siebenten obersten Klasse wird der Schulkursus als beendet betrachtet. Ihr schließt sich noch eine achte, pädagogische Klasse an, in der Lehrerinnen und Gouvernanten theoretisch und praktisch für das Lehramt vorbereitet werden; beim Austritt erhalten sie nach bestandener Prüfung durch ein Diplom die Berechtigung, öffentlich als Lehrerinnen zu wirken.

Seitdem auch die Aristokratie ihre Töchter die Gymnasien besuchen läßt, ist in den Gouvernements und sonstigen größeren Städten das Bedürfnis nach Gouvernanten wesentlich vermindert. In kleineren Städten und auf dem Lande werden als Erzieherinnen vorzugsweise Russinnen begehrt, die in einem Institute, in dem auch deutsche Sprache und Musik gepflegt ward, gebildet und diplomiert wurden.

Die deutschen Gouvernanten sind meist Deutsche aus den Ostseeprovinzen oder Petersburgerinnen, die neben ihrer Muttersprache auch der russischen Sprache vollkommen mächtig sein müssen.

Wird eine deutsche Ausländerin gesucht, die gewöhnlich ein höheres Gehalt beansprucht, so geschieht dies in der Erwartung, daß sie auch in Französischen, Englischen, Musik oder Zeichnen „Besonderes“ leiste; denn nur in diesem Falle können Deutsche bei etwas Glück noch gute einträgliche Stellen finden, während Französinen mehr begehrt und ohne besondere wissenschaftliche Bildung gut bezahlt werden.

Die Stellung einer Gouvernante zur Familie ist in der Regel nicht unangenehm. An Ausnahmen natürlich fehlt es nicht, wenn es Eltern oder Gouvernanten am nötigen Takte fehlt.

In der Regel wird vorausgesetzt, daß die Gouvernante, welcher Nation sie sei, ihre Zöglinge immer um sich habe.

Will sie diese ununterbrochene Aufsicht nicht übernehmen, sich freie Zeit vorbehalten, so ist dies beim Engagement besonders zu bedingen. Ist sie ihrer Stellung gewachsen, so genießt sie Höflichkeit, Rücksicht und Vertrauen und schließt sich der Familie oder Gesellschaft, je nach den Verhältnissen, mehr oder weniger an. Für die Ausländerinnen zieht indes die Sprache recht oft eine Scheidewand; die Unterhaltung in der Gesellschaft ist mit Vorliebe jetzt in russischer Sprache.

Vor Abschluß jedes Engagements, besonders, wenn es von längerer Dauer sein soll, ist ratsam, einen schriftlichen Kontrakt zu machen, in dem alle Verabredungen genau festgesetzt sind.

Ein solcher „Hauskontrakt“ gilt vor Gericht. Im Falle von Rechtsstreitigkeiten hat auch die Ausländerin zum nichts zu fürchten; besonders für die Deutschen ist auch in dieser Hinsicht durch den deutschen Vorkonsul schützend gesorgt.

Hat eine deutsche Erzieherin keine Gelegenheit, sich vor ihrer Übersiedelung einer in Rußland wohnenden Familie zu empfehlen, so findet sie in St. Petersburg geeignete Unterkunft in dem auch kaiserlich deutschen Generalkonsulate empfohlenen evangelischen Gouvernantenheim Torgowaja 15; Herr Pastor Walther, Wassili Ostrow 1, Linie Nr. 20, ist Präsident desselben; sollte für den Augenblick kein Platz dort frei sein, so dürfte sicher die Vorsteherin, Frau von Hummris, sie zu anderweitiger geeigneter Unterkunft beraten.

Auch Frau von Boetfing, Wassili Ostrow 1, Linie Nr. 12, vermietet Zimmer an fremde Gouvernanten und sucht ihnen Stellung zu verschaffen. Seiner Zeit erwies sich auch die Vorsteherin der deutschen „Annen“- und „Peter“-Schulen daher als freundliche Beraterinnen.

In Anseraten, um eine Stelle zu erlangen, eignen sich die „St. Petersburger Zeitung“, der „St. Petersburger Herald“ und das „Journal de St. Petersburg“.

Führt der Weg der deutschen Lehrerin nicht über St. Petersburg, so ist das Ratfamste für sie, stets in einem Hotel ersten Ranges einzutreten; durch Unterstützung des Stenart mag sie aus dem Adresskalender leicht die Komites oder Gouvernantenbureauz erfahren, die ihr, ebenso wie die Directricen der Erziehungsanstalten, bis eine Stelle gefunden, unentgeltlich geeignete billige Pension nachweisen.

(Wird fortgesetzt.)

### Unzweckmäßiges Schuhwerk.\*

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Wenn Verfasser hier ein Bild der üblen Folgen schlechten Schuhwerks entrollt, so kann er zum Teil aus an sich selber gemachter Erfahrung sprechen. Auf Fußreisen durch schmerzende Füße häufig des rechten Naturgenusses beraubt und auch sonst oft von Hühneraugen oder Schueerblasen geplagt, ist er in dem großen Berlin lange Jahre von einem Meister zum andern gegangen, ehe er in den Besitz eines passrenden, nach dem Meyerschen System konstruierten Stiefels gelangte.

Beginnen wir bei Aufzählung der durch unrationelle Stiefel oder Schuhe bewirkten körperlichen Störungen mit den leichtesten derselben, nämlich mit den kalten Füßen: Ein kleines, aber doch recht lästiges Übel, bei dem wir instinktiv heranzufühlen, daß es die Ursache weiterer Leiden, von Stochschnupfen, Rheumatismus u. s. w. werden kann. Kalte Füße stammen meist von zu engem Schuhwerk. Ganz natürlich. Wärmequelle im Körper ist das Blut, und je weniger davon ein Körperteil führt, desto kühler wird er. Ist nun ein Stiefel entweder im allgemeinen zu eng, oder umschnürt er bei zu knapper Mitte seiner Sohle das Fußgewölbe, in welchem die Adern des Fußes verlaufen, oder drücken die Gummizüge der Damenschuhe stark auf die Knöchel am Fußgelenk, so kann weniger Blut dem Fuße zufließen und er kühlt sich ab.

Wird nun in solchen Fällen das Leder des Schuhs auch noch naß, so tritt eine derartig starke Wärmeableitung nach außen ein, daß die Abkühlung des Fußes sich dann leicht steigert bis zum Erfrieren. Zu letzterem kommt es nicht nur bei Frostwetter, sondern schon bei mittleren Temperaturen, wenn sie mit Nässe verbunden sind. An den Teilen, wo das Leder am stärksten drückt, entstehen dann die lästigen Frostbeulen,

\* Vergleiche hierzu „Über Fußbekleidung“ S. 370.

die demnach hauptsächlich auf den Zehen, Ballen und Spann auftreten. Eine gründliche Kur dieser Beulen kann selbstverständlich nur in Vertauschung des engen Schuhwerks mit bequemem bestehen.

Gegenteil vom Frieren des Fußes ist das Schwitzen desselben. Ursache ist namentlich die Einschnürung des Mittelfußes im Sommer, und weil diese besonders leicht bei Plattfüßigen vorkommt, so geben diese oft die nähere Ursache ab. Letztere sind nun freilich nicht leicht zu beiseitigen (s. unten), aber es ist, wie so manches, ein großes Vorurteil, zu meinen, man dürfe Fußschweiß nicht vertreiben. Man wende neben passendem Schuhwerk getrost gegen dieselben tägliche kühle Waschungen und Fußbäder an mit Zusätzen von Eichenrindenabkochung, Gerbsäure oder Maun.

Durch den Druck des Schuhleders wird zunächst die Oberhaut gereizt und verletzt, und es entstehen dadurch Verdickungen derselben, Blasen und Wunden. Die Verdickungen bezeichnet man als Schwielen und als eine Abart derselben die den meisten Menschen nicht unbekanntem Leichdornen oder Hühneraugen. Sie kommen überall da zustande, wo Fußteile besonders gedrückt werden, bei engen Stiefeln also namentlich auf und zwischen den Zehen, am Ballen der großen und kleinen Zehe, und am Rist. An den Zehen wohl am häufigsten, weil hier auch Kürze des Stiefels und hohe Absätze, in denen der Fuß nach vorn rutscht, sie erzeugen. Aber auch in zu weiten Stiefeln, in welchen der Fuß hin und her gleitet, oder in solchen, die Falten werfen, kann die Oberhaut sich schwielenartig verdicken. Die Heilung besteht darin, daß man diese Verdickungen durch Laugenfußbäder (1 Lot rohe Pottasche auf ein Fußbad) erweicht und dann abschneidet, die Vermeidung ihrer Wiederkehr aber in passendem Schuhwerk. Das Hühnerauge hat das Eigentümliche, daß bei ihm eine zapfenförmige Verlängerung der hartgewordenen Oberhaut sich in die Tiefe erstreckt, bei deren ungeschicktem Heraus-schneiden gefährliche Verletzungen darunterliegender Schleimbeutel vorkommen können. Zweckmäßig gegen die Leichdornen sind auch Filzringe, welche man um dieselben legt und mit Pflasterstreifen befestigt.

Die Schueerblasen, welche Fußwanderern wohlbekannt sind, bilden sich durch Stiefel mit zu weitem Spann, der ein Auf- und Niederrutschen der Ferse beim Gehen veranlaßt, ebenso durch vorstehende Nähte u. s. w. Es werden daraus langsam heilende Wunden, die man am besten durch feuchtwarme Kompressen, getränkt mit Bleiwasser, dem 1—2prozentige Karbolsäure zugesetzt ist, reinigt und dann mit einem dicken Seifenbleipflaster bedeckt.

Wir wollen hier noch anfügen das Übel des „eingewachsenen Nagels“. Wenn durch zu spize Stiefeln die Großzehe stark nach außen gegen die anderen Zehen gedrängt und gedrückt wird, so wächst der äußere Rand ihres Nagels in das Fleisch ein, und es entsteht hier eine sehr schmerzhafte Entzündung, deren man am besten Herr wird durch Unterziehen von Charpiefäden unter den Nagelrand. Selbstverständlich muß sodann die Stiefelspitze verbreitert werden.

Ist der Druck unrationellen Schuhwerks gegen den Fuß ein stärkerer oder anhaltender, so bleibt es nicht bei den oben genannten oberflächlichen Leiden, sondern es kommt dann zu Erkrankungen und Verkrüppelungen des Fußskeletts, d. h. der Knochen und Bänder. Der sogenannte Plattfuß, diejenige Fußanomalie, wobei das Fußgewölbe verschwunden ist und die ganze Sohle den Boden berührt, kommt allerdings zunächst zustande durch anhaltendes Stehen jugendlicher Leute, er wird aber in solchen Fällen befördert durch hohe Hacken und durch zu große Enge des Oberleders über den Spann. Dieses recht beschwerliche Übel, das längeres Gehen unmöglich macht, läßt sich wesentlich erleichtern durch für solche Fälle besonders gefertigte Schuhe. Der Absatz muß recht breit und niedrig sein und die Brandsohle auf der Innenseite erhöht, damit die Körperlast von der inneren Seite des Fußes mehr auf die äußere verlegt werde.

Die sehr häßlichen Verbiegungen der Zehen, die man so häufig sieht, sind natürlich lediglich Folge unzweckmäßiger Fußbekleidung. Zu kurzes und spiz zulaufendes, namentlich zweiballiges Schuhwerk ist schuld an dieser Mißgestaltung des Fußes und besonders auch die hohen Absätze, die überhaupt ein großes Sündenregister aufzuweisen haben. Verkrüppelte Zehen sind aber nicht nur unschön, sondern sie machen auch den Schritt unsicherer und befördern dadurch

die Umknickungen und Verstauchungen des Fußes im Fußgelenk. An diesen Verletzungen, welche manchen schon auf Wochen und Monate auf das Krankenlager geworfen haben, sind hauptsächlich die winzigen und falsch angebrachten Absätze schuld. Tritt eine damit versehene Dame auf einen schief abschüssigen Stein oder rutscht sie auf der Treppe aus, so knickt der Fuß nach außen um, und heftige Schmerzen verkünden das eingetretene Unglück.

Aber auch eine Reihe anderer, scheinbar verlaufender Knochenkrankungen bewirken unzweckmäßige Stiefel. Die sogenannten Überbeine z. B. bestehen in durch Druck bewirkten Knochenwucherungen, über denen sich Schleimbeutel bilden, die öfters in Eiterung übergehen. Die kolbige Geschwulst am Ballengelenk der Großzehe, der sogenannte Ballen, ist ein durch zu kurze und spize Stiefel, ferner durch hohe Absätze hervorgerufen, daher bei jungen Damen recht häufiges und schmerzhaftes Übel, das nicht nur in einer Schwellung der Weichteile besteht, sondern auch zu chronischen Gelenkentzündungen und abnormem Knochenwachstum führt. Es ist nur natürlich, daß diese besonders malträtierten Stellen des Fußes: der Ballen der Großzehe, die kleinen Knochen und Gelenke der Fußwurzel und des Mittelfußes der Lieblingsstif von allerlei Säftekrankheiten des Körpers werden: der Gicht, der Strophuloje und der Tuberkuloje, daß an der „Lokalisation“ dieser Konstitutionskrankheiten am Fuß also die unrationelle Fußbekleidung ihren Anteil hat.

Ich möchte noch auf weitere, scheinbar fernliegende, aber doch recht oft von verkehrtem Schuhwerk abhängige Krankheiten und Leiden gerade des weiblichen Geschlechts hingewiesen haben. Wenn Damen über anhaltende Schmerzen des Kreuzes oder Rückens klagen, wenn sich das ganze Heer der nervösen Symptome einstellt, den Kranken und den Doktor halb zur Verzweiflung bringend, wenn kein Mittel dagegen recht anschlagen will, dann bitte ich daran zu denken, daß Stiefel mit hohen Absätzen, die zu einer starken Nachverneigung des Körpers nötigen und daher zur Herstellung des Balancements eine fortwährende Anstrengung der Rückenmuskeln erheischen, daß diese vielleicht die wahre Quelle des Nervenleidens bilden.

